

Menschenkinder

Die Hände tief in den Taschen vergraben, schlenderte Martin langsam die kahlen, weißen Flure entlang. Sie gab ihm Rätsel auf. Mehr als je zuvor. Dennoch konnte er sich das Grinsen nicht verkneifen, wenn er an ihr blasses, zorniges Gesicht dachte, mit dem sie ihn anfangs angestarrt hatte.

Kein Mädchen sah ihn je so an ... so herausfordernd, durchdringend; und er hatte das Gefühl, sich vor dem Blick ihrer Augen nicht verstecken zu können.

Die ganze Fahrt nach Hause und die ganze folgende Nacht lag er wach und dachte über ihr Gespräch nach. Er lächelte und zuletzt hatte auch sie gelächelt.

Mit diesem Bild im Kopf wollte er sich umdrehen und einschlafen, konnte aber nicht. Seine Erinnerungen wanderten zurück zur Lichtung im Wald. Die Frau im Nebel über dem Wasser; wie ihre langen Gewänder geweht hatten; wie sie ihre Finger nach Fenia ausgestreckt hatte, als könnte sie sie zu sich ziehen, sie besitzen.

Er presste die Augen fest zu. Fenias Gesicht vor seinem Gedächtnis schwamm. Er blickte in ein paar dunkel funkelnde Augen wie Kohlestücke. Seine Fäuste ballten sich. Wut kochte in ihm hoch.

„Sie fordert einen Preis. Immer fordert sie diesen Preis“, dachte es in ihm, doch er wusste nicht, woher der Gedanke kam. Er war einfach da. Genau so wie dieses Gefühl von

Hilflosigkeit, Ausgeliefertsein. Man konnte dem Schicksal nicht entfliehen! Niemals. Es war unvermeidlich.

Furcht griff nach ihm, während der Nebel in seinen Erinnerungen höher stieg und Fenias am Boden liegende Gestalt erreichte. In ihrem Gesicht las er seine Angst. Angst vor der Frau, die nicht existieren konnte. - Das durfte alles nicht echt sein.

'*Schluss!*', dachte er, riss die Augen auf und kehrte zurück ans Fenster, um auf den sternenübersäten Himmel zu starren. Wenn Joe hier wäre, dachte er einen Moment, dann könnte er mit ihm darüber reden. Gleichzeitig aber wusste er, dass dies Ausflüchte waren.

Er sprach immer über alles mit Joe. Aber das hier? Würde er es wirklich erwähnen? Würde Joe ihn nicht am Ende für völlig verrückt halten?

„Wir sollten niemandem davon erzählen“, tat Martin zwei Tage später kund, während Fenia im Park um das Krankenhaus die ersten, noch recht wackeligen Schritte tat.

Er saß derweil auf der Lehne einer Bank und sah ihr zu. Wann immer sie für einen kurzen Moment ins Taumeln geriet, zuckte sein Körper nach vorn. Ein Blick von ihr reichte allerdings, dass er still auf der Bank verharrte.

Sie hatte bereits vorhin, als er ungefragt in ihrem Zimmer aufgetaucht war, deutlich gemacht, dass sie keinen Babysitter wollte.

Martin sah, dass sie sich quälte und das Laufen ihr noch sehr schwerfiel. „Es hat dich ganz schön erwischt“, stellte er fest.

Wieder antwortete nur ihr Blick, der einen lebendigen Drachen eingeschüchtert hätte. Martin musste grinsen. Dann aber sprang er mit einem Satz von der Bank. „Komm. Du solltest dich wieder hinlegen.“

Fenia protestierte nicht, als er sie auf ihr Zimmer begleitete. Im Gegenteil. Sie schien dankbar, dass er sie ohne Worte schließlich allein ließ.

Auch nach diesem Besuch kreisten Martins Gedanken noch lange um nichts anderes als sie. Diesmal musste er an den Augenblick denken, als sie sich das erste Mal gegenüberstanden hatten.

Lena hatte ihm ihre Freundinnen vorstellen wollen. Fenia saß mehr zufällig still neben Yvonne. Sie lächelte vor sich hin, in Gedanken weit fort. Als Lena kühl ihren Namen nannte, sah sie auf, direkt in sein Gesicht. Zunächst war da nur Neugier gewesen. Dann aber war etwas mit ihr geschehen und mit ihm. Der Ausdruck auf ihren Zügen, bis dahin friedlich und entspannt, wurde abweisend und verschlossen. *„Als zöge sie einen grauen Schleier um sich.“*

Völlig absurd.

Dieses Gefühl hatte alles geändert. Sie mochte ihn nicht, das hatte ihm jede Regung auf ihrem erstarrten Gesicht ge-

sagt. Und etwas in ihm hatte beschlossen, sie auch nicht zu mögen.

Totaler Blödsinn, wie er mittlerweile befand. Sein dummer Stolz, das ewige Gefühl und der Drang, immer gleich überall und von jedem gemocht werden zu müssen, im Mittelpunkt zu stehen, hatten in ihre stille Zurückhaltung etwas hineingelesen, was vermutlich gar nicht darin gewesen war. Zumindest nicht am Anfang, bis er begonnen hatte, sie mit seiner herablassenden Art zu drangsalieren.

„Du glaubst, immer, wenn dir einer nicht gleich um den Hals fällt, dass derjenige dich dann direkt abgrundtief hasst. Aber hast du mal daran gedacht, dass manche erst Zeit brauchen jemanden kennenzulernen? Und bevor man sich nicht kennt, kann man sich nicht hassen.“

Joes Worte hatten ihn damals wütend gemacht. Das war noch, lange bevor sie Lena oder Fenni überhaupt getroffen hatten. Vieles machte ihn ständig wütend. Auch heute kam er mit Fenias in sich gekehrtem Wesen und ihrem Schweigen nicht gut klar. Dennoch, in den Momenten, wenn sie lächelte, dann konnte er dieses seltsame Etwas in sich, das sie nicht leiden wollte, vergessen. Dann bemerkte er, wie außergewöhnlich ihre Augen waren, die groß und dunkel und grau-grün-blau nicht von dieser Welt schienen.

Er ertappte sich einmal mehr in diesen Tagen bei jenem dümmlichen Grinsen, das diese Art von Gedanken immer in sein Gesicht schnitt. Er sah es, als er durch die Glastür hinter dem Eingang in Richtung der Treppe nach oben ging und kurz einen Blick auf sein Spiegelbild erhaschte.

Er ignorierte den Betreuer, der ihn fragte, wie es ihm ging und wie sein Tag gewesen war, - aufgesetzte Nettigkeit konnte ihm gestohlen bleiben -, und sprang, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe in den ersten Stock hinauf, wo sein und Joes Zimmer lag.

Ob er mit Joe darüber sprechen sollte? Wenn schon nicht über ihre seltsame Begegnung im Wald, dann musste er ihm doch wenigsten begreiflich machen können, wie faszinierend er Fenia inzwischen fand, je besser er sie kennenlernte. Dabei hatte er sich nie für ein Mädchen interessiert, dem er nicht auf Anhieb einen zweiten Blick hinterher geworfen hätte. Aber es war nicht das. Mit ihr reden war ... war so einfach und unkompliziert. Es war ein wenig, wie wenn er mit Joe redete. Sie war nie falsch, nie unehrlich. Auch wenn sie immer erst lange darüber nachzudenken schien, was sie sagte und wann.

Er ließ sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch fallen. Vermutlich, dachte er, brauchte er mit Joe darüber gar nicht reden. Der wusste schließlich am besten, wie gut man mit Fenia befreundet sein konnte. Er würde es verstehen, wenn sie ihn in vier Tagen gemeinsam am Bahnhof abholten. Vorausgesetzt, Fenia durfte mitkommen. Morgen konnte sie erst wieder nach Hause. Aber sie hatten ausgemacht, dass sie Joe überraschen wollten.

Na ja, dachte Martin bei sich, er konnte sie ja übermorgen mal daheim besuchen und schauen, wie es ihr ging.

Nur unter Protest und der Auflage, dass sie auch ja ihr Handy einpackte, stimmte Fenias Mutter schließlich zu, dass Martin sie mitnehmen durfte, um gemeinsam Joe vom Bus abzuholen. Sie sollte außerdem anrufen, wenn sie heim wollte, und auf gar keinen Fall später als sechs Uhr.

Fenia verzog das Gesicht, was Martin gut nachvollziehen konnte.

„Boah, Mama. Das letzte Mal musste ich mit neun Jahren um sechs zu Hause sein.“ Um jedoch nicht noch mehr Zeit zu verlieren, setzte sie schnell hinterher: „Aber wenn du mich anders nicht lässt ... Ich verspreche, dass ich pünktlich bin.“

Martin zog sie damit die ganze anschließende Fahrt auf. „Ich dachte immer, unsere Heimregeln wären streng.“ „Haha“, entgegnete Fenia, konnte sich aber nicht weiter wehren, weil sie hinter ihm auf dem Motorrad saß und sich an seiner Taille festhalten musste.

„Das Ding fährt aber garantiert schneller, als die erlaubte Höchstgeschwindigkeit!“, kommentierte sie, als sie schließlich abstieg und den Helm von ihrem zerzausten Haar nahm. Martin grinste nur.

Sie hatten noch gut eine halbe Stunde Zeit, die sie es sich kaugummikauend auf den Bänken des Busbahnhofes gemütlich machten.

„Ihm wird alles aus dem Gesicht fallen, wetten?“ Martin lachte und Fenia nickte dazu. Doch sie wirkte abwesend.

„Mit welchen Fabelwesen bist du denn schon wieder in

Narnia?“, fragte er und schob sich rücklings auf die Lehne der Bank.

Die Erwachsenen ringsum warfen ihm dafür missbilligende Blicke zu. Martin störte sich aber nicht daran. Er war es nicht anders gewohnt.

Fenia schwieg beharrlich. Erst nach einigen Minuten schüttelte sie den Kopf und meinte: „Nein, das ist es nicht. Ich denke gerade darüber nach, dass du vermutlich Recht hast.“

„Hört, hört!“, kommentierte Martin, „Es ist schön, das aus deinem Munde zu hören. Aber womit genau, wenn ich fragen darf?“

„Na, als du im Krankenhaus meintest, wir sollten Joe nichts davon sagen. Also, von der Sache am See.“ Sie kaute auf ihrer Unterlippe herum, warf energisch eine Haarlocke aus dem Gesicht, die sich aus ihrem Zopf gelöst hatte, und fügte hinzu: „Zumindest nicht, bis wir Näheres herausgefunden haben.“

Bei dieser Bemerkung war es nun Martin, dem sprichwörtlich alles aus dem Gesicht fiel. Sein Mund blieb offen stehen. Der Kaugummi landete auf den Sitzbrettern der Bank, was ihm nicht einmal auffiel. „Bitte was?“, fragte er entsetzt. „Du hast doch nicht etwa vor, dahin zurückzugehen?“

Fenia starrte ungläubig zurück. Dann sah sie sich um, legte den Finger an die Lippen und sprach leise weiter: „Nicht so plärren. Und doch. Ja. Warum nicht? Ich meine, bist du nicht neugierig? Wer sie ist? Was sie wollte?“

Martin rang mühsam um seine Beherrschung. Er hatte das Gefühl nicht vergessen, das die Anwesenheit der Nebelgestalt in seinen Gedanken ausgelöst hatte. Diese beklemmende Ahnung, dass sie sich ganz und gar seiner bemächtigen und ihn vernichten würde, wenn er sich nicht von ihr fern hielt.

„Das ... das kann nicht dein Ernst sein“, stotterte er fassungslos. „Du möchtest es tatsächlich darauf anlegen, diesem ... diesem Ding wieder zu begegnen?“

Fenia ließ eine Kaugummiblaste platzen, sah ihn mit funkelndem Blick an und nickte. „Stell dir doch mal vor, was das alles bedeuten könnte. Wir ...“

„Fenni!“, schrie Martin sie nun unbeherrscht an, und die Blicke der anderen Wartenden wandten sich ihnen zu. Er senkte die Stimme und fuhr flüsternd fort: „Fenni, sei vernünftig. Bleib da weg. Das ist zu gefährlich. Du hast gerade zehn Tage deswegen im Krankenhaus gelegen.“

„Aber doch nur, weil ich mich erschrocken habe. Begreifst du nicht, was für ein Wunder das war?“

Er blickte sie skeptisch an.

„Unsere Definitionen von Wunder scheinen relativ stark von einander abzuweichen“, machte er einen hohlen Scherz und setzte dann hinzu: „Bitte, tu mir einen Gefallen, und geh da nie wieder hin.“

Jetzt wurde der Blick in ihrem Gesicht wirklich wütend. „Ich brauche niemanden, der mich bemuttert! Danke auch!“

Damit sprang sie auf und kam gleich ins Taumeln, da das für ihren angeschlagenen Kopf noch zu viel war. Martins

Hand zuckte vor, doch sie fing sich selbst wieder. In diesem Moment bog der Bus um die Ecke.

„Es sollte kein Bemuttern oder Bevormunden sein“, erklärte Martin rasch.

„Sondern was?“, hakte Fenia nach. Ihre Stimme war kühl und bissig, doch verflog bei seinen nächsten Worten der eisige Blick von ihren Zügen.

„Nimm es als gut gemeinten Rat eines Freundes, der sich um dich sorgt“, entfuhr es Martin, bevor mit einem Zischen neben ihnen die Bustüren aufgingen und Joe als einer der Ersten hinaus drängte. Völlige Verblüffung war noch reichlich untertrieben für den Ausdruck in seinem Gesicht, als Fenia und Martin sich nun gemeinsam zu ihm umwandten und beide ein Lächeln aufsetzten.

Später, als sie wieder in ihrem Zimmer waren und Joe in einem fort redete, weil er sowohl von seinem Urlaub berichten wollte, als auch seine Fassungslosigkeit über die jüngsten Ereignisse zum Ausdruck bringen musste, gingen Martin nur wieder und wieder seine eigenen Worte durch den Kopf.

... eines Freundes, der sich um dich sorgt. ...

Warum schaffte sie es jedes Mal, dass er sich in ihrer Gegenwart wie ein dummer, kleiner Junge benahm?

Er wollte wütend darüber werden, doch er konnte nicht. Er wusste längst, dass er kapituliert und verloren hatte.

Dem Blick aus ihren Augen, fragend, forschend und immer ein wenig verschleiert, hielt er nicht stand. Joes Geplapper tröpfelte in seinen Kopf, während er sein Herz rasen fühlte und nur noch ihr Gesicht in Gedanken vor sich sah.